

Berichte

Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie (DGM) zum Thema „Musik – Psychologie – Pädagogik“, 28.–30. September 2012; Universität Bremen

Mit dem vielschichtigen Thema musikalischen Lernens und Erlebens beschäftigten sich DGM-Mitglieder und Besucher der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie vom 28. bis 30. September 2012 in Bremen unter dem Motto *Musik – Psychologie – Pädagogik*. Die Tagungsleitung und -organisation lag in den Händen von Veronika Busch und Clemens Wöllner (Bremen). Insgesamt 21 Vorträge und 32 Poster informierten über die neuesten Forschungsergebnisse zu musikalischen Lehr- und Lernprozessen, musikpsychologischen Kontexten und musiktherapeutischen Perspektiven.

Im ersten Teil stellten Mirjam James, Karen Wise und John Rink ihre Studie zu Kreativitätsprozessen bei Künstlern vor, zu der sie ein Modell zu Kreativitätskonstrukten entwickelten, welches zwischen Auftrittsvorbereitung, dem Auftritt selbst und den dazugehörigen Wegen musikalischer Entwicklung differenziert. Über Einflüsse musikalischer Expertise und Tempoveränderungen bei der Melodieerkennung berichteten Gunter Kreuzt und Niklas Büdenbender (Oldenburg). Weiteres Thema des ersten Teils war die Selbstregulation des Übens am Beispiel musikalisch begabter Jugendlicher in Deutschland, vorgestellt von Stella Kaczmarek (Lodz).

Heiner Gembris und Andreas Heye (Paderborn) stellten vorläufige Ergebnisse ihrer Studie zu Alterungsprozessen bei klassischen Orchestermusikern vor. Das Thema gilt in dem stark leistungsorientierten Beruf als Tabuthema. Festgestellt wurde, dass die musikalischen Leistungen der Musiker sich sehr lange auf hohem Niveau halten, dass die Anstrengungen, dieses zu erhalten, im Laufe der Zeit allerdings erheblich steigen. Die Studie soll neben ihrem Wert als Grundlagenforschung Anstoß zur Diskussion in Orchestern sein.

Um Vergleiche von Verhaltens- und Erlebensmustern zwischen Studierenden eines künstlerischen Hauptfaches und zukünftigen Schulmusikern ging es bei Manfred Nusseck und Claudia Spahn (Freiburg). Die Ergebnisse ihrer Studie zeigten, dass Studierende des künstlerischen Hauptfachs einen signifikant höheren beruflichen Ehrgeiz und einen höheren Anspruch an die eigene Leistung haben. Dagegen sind Schulmusikstudierende eher ausgeglichen und distanziert, besitzen eine höhere innere Ruhe und psychische Stabilität.

Die Keynote von Ulrike Kranefeld (Bielefeld) befasste sich mit dem Programm „Jedem Kind ein Instrument“. Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt hat in einem begleiteten Forschungsschwerpunkt auf interdisziplinäre Weise Bedingungen und Wirkungen des Instrumentallernens in der Grundschule untersucht. Vorgestellt wurden Zwischenergebnisse der Studien *GeiGe* und *BEGin*, die sich mit Teilhabegerechtigkeit und Chancengleichheit befassten. Ein weiteres Thema dieses groß angelegten Forschungsprojekts war die Unterrichtsqualität des Jeki-Unterrichts, zu welcher eine Befragung zur Einschätzung von Lehrenden zu individueller Förderung im instrumentalen Gruppenunterricht und dessen Zielen durchgeführt wurde.

Über eine kulturvergleichende Studie zu motivationalen Aspekten des Musizierens in Schulen in Japan und Deutschland berichteten Claudia Bullerjahn, Masae Nomura

und Richard von Georgi (Gießen). Es ergaben sich deutliche Unterschiede beim Klassenmusizieren zwischen beiden Ländern, die auf kulturelle und sozialisationsbedingte Ursachen zurückgeführt werden können. Vor allem bei japanischen Schülern scheinen externe Anreize ein Aspekt für die Teilnahme am Klassenmusizieren zu sein. Deutsche Schüler sind dagegen eher intrinsisch motiviert. Eine Erhöhung intrinsischer Motivation könnte auch bei japanischen Schülern möglicherweise zu einer längeren Teilnahmedauer führen.

Einige der Vorträge beschäftigten sich mit dem Thema der Musiktherapie. Erika Meneböker (Bremen), Anne-Katrin Jordan (Kiel) und Niklas Keil (Bremen) stellten ein musiktherapeutisches Forschungsprojekt in der Grundschule vor, welches auf dem von Rosemarie Tüpkker entwickelten Pilotprojekt aus dem Jahr 2009 aufbaut. Im Rahmen eines schulischen Angebots erhielten Kinder eine einjährige musiktherapeutische Sprachförderung, welche sich auf die emotionalen und kommunikativen Aspekte der Sprachentwicklung konzentrierte. Schon vor Auswertung des abschließenden Sprachtests ließen sich deutlich positive Veränderungen im sprachlichen und sozialen Verhalten der Kinder feststellen. Mit einer sprachfreien Musiktherapie bei Schülern einer Sprachheilschule beschäftigten sich Christiane Flämig und Stephan Sallat. Die bisherigen Ergebnisse zeigten Verbesserungen im Bereich des rhythmisch/melodischen Arbeitsgedächtnisses, der phonologischen Bewusstheit, dem Sprachverständnis und der auditiven Merkfähigkeit. Mittels der Ergebnisse der Studie soll es zu einem differenzierteren Umgang mit musikalischen Förderangeboten kommen. Musikdiagnostische Verfahren und Interventionen sollen genauer auf die jeweiligen Störungsbilder angepasst werden können. Mit indirekten Wirkungen von Musiktherapie beschäftigten sich Alexandra Silina, Richard von Georgi, Stefan Gebhardt und Bernhard Weber. Sie konnten zeigen, dass Musiktherapie Wirkungen auch außerhalb des therapeutischen Prozesses zeigt. Beispielsweise beschäftigten sich bestimmte Gruppen von Patienten vermehrt mit Musik als spannungslösender Komponente.

Caroline Cohrdes, Friedrich Platz, Silvia Müller und Reinhard Kopiez (Hannover) berichteten über ein Experiment mit Kindern im Grundschulalter. Auf einer mit Drucksensoren ausgestatteten Platte gaben sie nach eigenem Ermessen Gefallensurteile zu vier randomisiert präsentierten Hörbeispielen. Die Ergebnisse zeigten, dass Kinder im Grundschulalter einen bewegungsorientierten Umgang mit Musik bevorzugen. Erst später kommen sozial orientierte Umgangsweisen hinzu. Die Studie soll Impulse für die musikpädagogische Umsetzung von Musik und Bewegung in der Grundschule geben.

Drei weitere Forschungsarbeiten beschäftigen sich mit dem Thema Offenohrigkeit. In einer Längsschnittstudie von Veronika Busch, Michael Schurig und Julika Strauss (Bremen) hörten Kinder im Klassenverband Instrumentalstücke verschiedener Musikgenres und bewerteten diese auf einer fünfstufigen Rating-Skala. Die Ergebnisse zeigten die erwarteten Prädiktoren Alter und Geschlecht für bestimmte Präferenzen. Außerdem ergaben sich erste Anhaltspunkte für den Einfluss bestimmter Persönlichkeitsmerkmale und Migrationshintergrund. Nicht bestätigt wurde eine Vorhersagekraft für Musikpräferenz durch die Variablen sozio-ökonomischer Hintergrund und musikalische Erfahrung. Die von Christoph Louven (Osnabrück) initiierte Studie zur Offenohrigkeit befasste sich mit älteren Schülern und operationalisierte neben Präferenzurteilen erstmals freiwillige Hörzeiten. Erste Auswertungen zeigten, dass die Bereitschaft (Offenheit) sich auf eine andere als die präferierte Musik einzulassen durchaus vorhanden ist und die Schüler Toleranz gegenüber fremder Musik zeigen. Richard von Georgi (Gießen) definiert Offenohrigkeit als einen Wert der Entscheidungs-Wahldichte. Mittels eines Experiments mit erwachsenen Probanden konnte er zeigen, dass geringere Offenohrigkeitswerte bei Personen, die energetische und rhythmische Musik präferieren, als geringere musikästhetische Orientierung interpretiert werden könnten. Er konnte bei den Probanden keine

Geschlechterdifferenzen feststellen. Erstmals zeigte sich, dass die verwendete Entscheidungswahldichte (O-EWD) eine Beziehung zu einem vergleichbaren Persönlichkeitskonstrukt aufweist.

Mit starkem Beifall bedacht wurde der Vortrag von Rainer Dollase (Bielefeld). Er unterstrich die Bedeutung des Lehrers als „Aktivator“. Dieser sei mit seiner Fähigkeit zur Beziehungsherstellung, zum Erklären und mit seinen Unterrichtsmethoden um ein Vielfaches wichtiger als alle Schulstrukturreformen. Dollase erläuterte die Ergebnisse der Metametaanalysen des Neuseeländers John Hattie mit mehr als 60.000 empirischen Studien und identifizierte wirkungsmächtige und wirkungslose Einflussfaktoren auf den Unterricht. Die Frage lautet demnach nicht „What works“, sondern „What works best“. Einer der wichtigsten Faktoren für guten Unterricht ist beispielsweise das Unterrichtsklima. Dollase unterzog die umfangreichen Erkenntnisse der Hattie-Studie einer kritischen Sichtung und erläuterte ihre Anpassung an einen effektiven Musikunterricht.

Erna Naumann

Wissenschaftliche Tagung zum Thema „Gesund Musizieren“, 22.–23. März 2013; Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien

Gesund Musizieren lautete der Titel des Symposiums, das am 22. und 23.3.2013 in der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien stattfand. Veranstalter waren die Abteilung für Integrative Atem-, Stimm- und Bewegungsschulung des *Instituts für Musik- und Bewegungserziehung sowie Musiktherapie (MBM)* an der *Universität für Musik und darstellende Kunst Wien* in Kooperation mit der *Österreichischen Gesellschaft für Musik und Medizin (ÖgfMM)*, die 2009 gegründet wurde und seit 2010 jährlich tagt.

Die Themenschwerpunkte der diesjährigen Veranstaltung waren „Leistungsoptimierung“, „Stressbewältigung“ und „Präventive Maßnahmen“. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, wie Musiker bei der Erhaltung ihrer Spielfreude und Gesundheit unterstützt werden können, die sie zu Beginn ihrer Ausbildung erleben, im Laufe ihrer Karriere jedoch oft verlieren. Wie können Spielfreude und Gesundheit über die Dauer eines gesamten Musikerlebens hinweg erhalten bleiben? Welche Maßnahmen der Prävention stehen zur Verfügung und wann (in welchem Stadium der Ausbildung) sollte Prävention ansetzen? Erklärte Ziele des Symposiums waren (1) der interdisziplinäre Austausch von Experten aus wissenschaftlichen, medizinischen und therapeutischen Disziplinen und (2) die Vermittlung aktueller Erkenntnisse zu präventiven Maßnahmen und Copingstrategien an Musikern und Musikpädagogen, damit eine Umsetzung der aktuellen Erkenntnisse in Musikeralltag und Ausbildung gelingt.

Das anvisierte Ziel der Expertenvernetzung zeigte sich unmittelbar in der Vielzahl der Disziplinen (Mediziner, Physiotherapeuten, Coaches, Musikwissenschaftler, Musikpädagogen), die als Referenten oder Zuhörer auf dem Symposium vertreten waren. Auch die nationale Herkunft der Teilnehmer war (angesichts der überschaubaren Gesamtgröße der Veranstaltung mit rund 60 Beiträgen) durchaus vielfältig. Natürlich stammte erwartungsgemäß der größte Teil der Referenten aus Österreich, sehr viele Beiträge kamen aus Deutschland, weitere Referenten waren aus der Schweiz, aus Polen, Rumänien und den Niederlanden angereist.

Nach der offiziellen Eröffnung des Symposiums durch die Institutsdirektorin des *MBM*, Angelika Hauser-Dellefant, begann der erste Veranstaltungstag um 9 Uhr mit einer Vortragssession. Hier ist zu erwähnen, dass die gesamte Veranstaltung (mit Aus-